



SOMMERAKADEMIE 2018 – RÜCKSCHAU

IMMANUEL KANT – KRITIK DER REINEN VERNUNFT
JEAN-PAUL SARTRE – DAS SEIN UND DAS NICHTS

Die Sommerakademie 2018 der Academia Philosophia ist Geschichte. Eine Geschichte, die vor allem von den Sommerakademikerinnen und Sommerakademikern erzählt wurde – mithin von den Freundinnen und Freunden der Academia Philosophia –, großartig ausgeschmückt und in bunten Farben gezeichnet, facettenreich und unvergesslich, und in deren Zentrum zwei außergewöhnliche und berühmte Philosophen standen: Immanuel Kant und Jean-Paul Sartre. Der eine der Begründer des *transzendentalen Idealismus*, der andere des *Existenzialismus*. Ein ungleiches Paar, obschon das Studium gezeigt hat, dass es nichtsdestoweniger eine gemeinsame Klammer gibt: die Kontingenz der Erfahrungswirklichkeit und der andauernde aber stets scheiternde Versuch des Menschen, sie zu überwinden.

Die Welt Immanuel Kants ist gleichsam eine Welt mit zwei Seiten: Auf der einen Seite ist sie Vorstellung, mithin Phänomenwelt: eine, den subjektiven Bedingungen der Anschauung nach, a priori in Raum und Zeit gegebene, durch apriorische Regeln des Verstandes aufgebaute und durch ebendiese Regeln gesetzmäßig geordnete, Welt objektiver Erfahrung, die wir gemeinhin ›Natur‹ nennen; deren radikale Kontingenz, entlang der transzendentalen Ideen der reinen Vernunft, als einem System von bloß gedachten, letzten Gegenständen, aufgehoben und uns auf diese Weise als ein stetes, in sich geschlossenes, Ganzes begreiflich wird. Auf der anderen Seite wiederum ist sie eine Welt der Dinge an sich; eine Welt transzendentaler Objekte, ohne deren Dasein nämlich weder Anschauungsvermögen noch Verstand noch Vernunft, mithin überhaupt kein Erkenntnisvermögen in uns, zur Ausübung erweckt werden würde. Denn wie sonst sollte dies geschehen, so Kant, wenn nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und teils von selbst Vorstellungen bewirken, teils unsere Verstandestätigkeit in Bewegung bringen, diese zu vergleichen, sie zu verknüpfen oder zu trennen, und so den rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt? Mithin: Ohne eine Welt der Dinge an sich, *keine* Welt für uns. Doch mit der Welt der Dinge an sich ist zugleich eine Hinterwelt eingeführt, die maximal transzendent, mithin unerkennbar ist. Denn das, was in der Erfahrung unmittelbar vorliegt, ist immer schon etwas anderes, als das, was ihm vorhergeht; ist immer schon ein vom Subjekt gestaltetes, konstruiertes; immer schon ein *Für-uns*, niemals aber ein *An-sich*.

Auch Jean-Paul Sartres Welt ist gewissermaßen eine Zweiseitenwelt. Eine Welt des *An-sich-sein* und des *Für-sich-sein*. Während das An-sich-sein ist, was es ist, also mit sich selbst identisch und undurchdringlich, voll von sich selbst, gesättigt und bezugslos, und insgesamt dasjenige repräsentiert, was wir gemeinhin die kausale Welt physischer Einzeldinge nennen, ist das Für-sich-sein nicht, was es ist, verweist es stets auf ein anderes, als es selbst ist und ist gerade deshalb selbst *nichts*. Die Rede ist vom Bewusstsein. Bewusstsein ist nämlich immer Bewusstsein von *etwas* und ohne es ist es nichts. So ist das Sein des Bewusstseins, das Für-sich-sein, auch nur erborgt, denn es hängt am An-sich-sein als seinem unhintergehbaren Bezugspunkt. Alles Sein aber ist insgesamt kontingent, nicht notwendig, mithin überflüssig, ja letztlich bedeutungslos. Es ist, wie Sartre sagt, in nichts gegründet. Das trifft auf das Dasein der physischen Einzeldinge in gleicher Weise zu, wie auf das Dasein des Menschen. Wir sind, so könnte man sagen, ebenso überflüssig wie Steine, Bäume oder die ganze Heerschar aller Sterne im Universum. Doch dieser ins Bewusstsein durchklingende Tatbestand ist uns, im Unterschied zum bloß physischen Dasein, nicht gleichgültig, weshalb sich das Sein, in seiner menschlichen Ausprägung, unablässig zu gründen sucht. Aufruhend auf der

Freiheit des Menschen, die sich in der Fähigkeit des Fragens offenbart und uns in die Lage versetzt uns von der physischen Welt loszureißen, mithin Stellung zu beziehen, sie *vor* uns zu bringen und durch den Akt der Nichtung – der dem Fragen innewohnt – eine je eigene Ordnung zu schaffen, sind wir, ontologisch gesehen, dazu genötigt, den Zustand zwischen Sein und Nichts, zwischen An-sich- und Für-sich-sein zu überwinden, um endlich auf sicherem Grund zu stehen. Das Vehikel zu diesem Grund aber ist der Andere. In dem wir uns nämlich, vermittelt der eigenen Freiheit, der Freiheit des Anderen zu bemächtigen und sie zu kontrollieren suchen, suchen wir uns auf diese Weise in ihm zu gründen. Doch erst im radikalen Scheitern dieser Gründung, mithin in der Unmöglichkeit des An-und-für-sich-seins, zeigt sich die ganze Tragik menschlicher Existenz als eines andauernden – letztlich von Angst begleiteten – ekstatischen Zustands, eines andauernden Außer-sich-seins. An diesem Punkt erhebt sich dann zu guter Letzt auch die Idee Gottes. Als Inbegriff des An-und-für-sich-seins ist Gott der ins jenseits projizierte Wunsch des Menschen nach Gründung. *Mensch sein* bedeutet für Sartre daher nichts anders als danach zu streben, Gott zu sein.

Literatur:

Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, Meiner, Hamburg, 2010.

Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts, Rowohlt, Hamburg, 2017.

In Verbundenheit

Die Gründungsdirektoren

Bernd Wass & Heinz Palasser